

Gisela Lang, *Leser und Lektüre zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Die Ausleihbücher der Universitätsbibliothek Erlangen 1805 bis 1818 als Beleg für das Benutzerverhalten*, Peter Lang Verlag, Wiesbaden 1994, 221 S., brosch., 114 DM.

Die Geschichte des Buchs, des Lesers und des Lesens ist immer noch ein Stiefkind der deutschen historischen Forschung. Daran hat der Aufstieg der Sozialgeschichte in den 1970er Jahren ebensowenig geändert wie die neuerdings vielfach proklamierte kulturgeschichtliche Wende. Was der deutschen historischen Forschung dabei entgeht, zeigt das Beispiel Frankreich. Hier hat sich ein prosperierender Forschungsweig entwickelt, der sich mit allen Aspekten des Buches befaßt, von der Produktion über die Materialität des Buches bis hin zu Lesern und Lektüre. Beispielhaft genannt seien die Arbeiten Roger Chartiers, die inzwischen auch ins Deutsche übersetzt werden.

Das Desinteresse der deutschen historischen Forschung spiegelt sich wider in der methodischen Unsicherheit der hier anzuzeigenden buchwissenschaftlichen Dissertation über *Leser und Lektüre in Erlangen 1805 bis 1818*. Die Quellengrundlage der Arbeit bilden die Ausleihbücher der Erlanger Universitätsbibliothek. Auf mehrere einführende Kapitel zur Vorgehensweise, zur Geschichte der Stadt und der Universität und zur Bibliothek selbst folgt eine statistische Auswertung der Ausleihen, in der im wesentlichen Benutzergruppen und Ausleihpräferenzen aufgeschlüsselt werden. Hier erfährt man einiges über die proportionale Verteilung der Themengebiete bei den einzelnen universitären und nichtuniversitären Benutzergruppen sowie über Ausleihkonjunkturen. Von besonderem Interesse für die Rezeptionsgeschichte sind Aufstellungen über die am häufigsten entliehenen Buchtitel.

Daß trotz aller Bemühungen *Leser und Lektüre* letztlich unscharf bleiben, liegt in der Methode begründet. Die quantitative Vorgehensweise erweist sich als ungeeignet, das Verhältnis von Leser und Buch aufzuhellen. Ergebnisse der Arbeit, etwa, daß fast ein Viertel der Ausleihen von Angestellten dem Bereich »Schöne Literatur« zugehörten, daß Beamte Geschichtswerke bevorzugten und daß Privatdozenten nur selten kameralistische Literatur ausliehen, bleiben derart allgemein, daß sie weder zur Rezeptionsgeschichte des Buches noch zur Erhellung zeitgenössischen Bewußtseins beitragen. Hier helfen nicht quantitative, sondern nur qualitative Ansätze weiter. *Ulrich Speck, Frankfurt/Main*

Gerrit Walther, *Niebuhrs Forschung*, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1993, 638 S., geb., 188 DM.

Dies ist ein außerordentliches Werk. Ambitioniert in der Themenstellung, kongenial im methodischen Vorgehen, geschliffen in der Darstellung weist es durch die grundsätzliche Auffassung seines Gegenstands weit über diesen hinaus. Unverkennbar zählt es zu den seltenen historischen Arbeiten von paradigmatischem Rang. Walthers Gegenstand ist das Werk Barthold Georg Niebuhrs, jenes einhellig verehrten, aber kaum noch gelesenen Wegbereiters der modernen Geschichtswissenschaft. Seine Vorlesungen über römische Geschichte an der neugegründeten Berliner Universität wurden Legende, die Buchausgaben von 1811/12 und 1827–30 machten Epoche, obwohl sie ihre Gedanken labyrinthisch in gelehrten Einzeluntersuchungen entwickelten und in den Sachaussagen bald durch Theodor Mommsen überholt wurden. Bis heute gilt Niebuhr als Begründer einer neuen Überlieferungskritik auf der Grundlage des politischen Sachverstands. Doch hat die Forschung bislang weder sein politisches Wirken als Ministerialbeamter in dänischen und preußischen Diensten insgesamt betrachtet noch das ganze davon inspirierte

historiographische Werk. Ein Gründervater, der zum Mythos geworden ist, ein Werk, das selbst Spezialisten kaum noch verstehen, sie forderten Walther heraus: Sie ins Zentrum der historiographiegeschichtlichen Diskussion zurückzuholen, ist das erklärte Ziel seiner Arbeit. Deshalb schreibt er Niebuhrs intellektuelle und politische Biographie, deshalb sucht er Niebuhrs Leistung verständlich zu machen, indem er dessen Themenstellung, sein methodisches Vorgehen, seine Voraussetzungen und Ergebnisse in ihrer historiographiegeschichtlichen Bedeutung erklärt.

Beide Teile dieser Aufgabe meistert Walther bravourös. Im biographischen Teil zeichnet er den sozialgeschichtlichen Ort von Niebuhrs Elternhaus im dänischen Reformabsolutismus, schildert, wie der berühmte Vater aus enttäuschem Ehrgeiz die Entwicklung des Sohnes fördert und ihm den Weg in eine glänzende Beamtenlaufbahn bereitet, läßt klar gegliedert den Bildungsgang des jungen Barthold Georg Revue passieren. Vor allem der transzendentalphilosophisch idealistischen Prägung Niebuhrs durch Lessing, Jacobi, Fichte und Kant widmet Walther breiten Raum, korrigiert sie doch das bisherige Niebuhr-Bild erheblich und erlangt entscheidende Bedeutung für die Interpretation des historiographischen Werks. Nicht minder kenntnisreich wird Niebuhrs Beamtentätigkeit in Dänemark und sein Anteil an den preußischen Reformen dargestellt, sind es doch die turbulenten Jahre von 1800 bis 1810, in denen Niebuhr seine politischen Erfahrungen sammelt und in historischen Arbeiten zu reflektieren beginnt. Die Erfahrungen des Reformers mit der dänischen und der preußischen Bauernbefreiung bestimmen die Wahl seines historischen Gegenstands wie seine Sicht der Ständekämpfe in der römischen Republik.

Aus diesen biographischen Passagen spricht ein Geschichtserzähler, wie wir ihn uns wünschen. Meisterhaft beherrscht Walther die Kunst, komplexe Sachverhalte anschaulich zu verdichten; mit sicherem Strich zeichnet er die Hintergründe, vor denen Handeln und Aussagen seines Helden erst begreifbar werden. Oft weiß der Leser nicht, was er mehr bewundern soll: die souveräne Kenntnis, mit der Walther schwierige Gegenstände verständlich darstellt, oder die kuge Komposition seiner Erzählung, in der alles an den richtigen Ort rückt, sich wechselseitig erhellt und erklärt. Diese Kunstfertigkeit und Walthers taktvoller Stil machen die Lektüre zu einem Genuß.

Umfangreicher als die biographische Darstellung ist der Kommentar zu Niebuhrs historischen Arbeiten geraten. Detailliert beschreibt Walther, wie Niebuhrs Ansicht der römischen Geschichte sich von den Studien des Jugendlichen über die Kopenhagener Agrarabhandlung von 1803/05 bis zu den beiden Buchfassungen entwickelt, genau bettet er jede Entwicklungsphase in die intellektuelle und politische Biographie Niebuhrs ein. Dabei gelingen ihm Kabinettstücke historischer Text-Erläuterung (z. B. die Ausführungen zur Bedeutung der Zahl in Niebuhrs römischer Geschichte), vor allem aber zeigt er ein Prinzip, das Niebuhrs Historiographie bis in die kleinsten Einzelheiten bestimmen soll: Es ist, so lautet Walthers These, der idealistische Systemgedanke. Wie Fichte vermeintliche Gegensätze dynamisiert, auf eine gemeinsame Wurzel zurückführt und von ihr als einer Leitidee aus jeden Gegenstand als organisches Ganzes neu konstruiert, so habe Niebuhr die Antinomien von positivem antiquarischem Wissen und spekulativen Annahmen, von historischer Gelehrsamkeit und politischem Sachverstand, von Erkenntnisgegenstand und erkennendem Subjekt in Bewegung gebracht. Nur so habe er Gegenstände wie die Agrarverhältnisse der frühen römischen Republik zu erschließen vermocht, über die in den Quellen kaum Andeutungen stehen, nur so habe er Epochen aufzuhellen verstanden, die bis dahin im Dunkel der Vorzeit lagen. Seine römische Geschichte habe Niebuhr konstruiert wie ein idealistisches System. Erschien er bisher vor allem als Politiker, der seine Ideale in die frühe römische Republik projizierte, so findet er durch Walthers Interpretation eine erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Rechtfertigung.

Man mag über diese Deutung verschiedener Ansicht sein, ihre Darstellung macht sie zu einem Ereignis. Denn Walther entwickelt sie nicht analytisch distanziert, er führt sie

durch seinen eigenen Umgang mit Niebuhr vor. Was er diesem in bezug auf die römische Geschichte zuschreibt, praktiziert er mit Niebuhr selbst. Er konstruiert ihn (seine geistige Biographie, sein Werk) wie ein idealistisches System. Er erreicht die vollständige Assimilation an seinen Gegenstand bzw. seines Gegenstandes an ihn. Mit naiver Identifikation hat das nichts zu tun. Es ist die geistesgeschichtliche Methode Diltheys und der Historisten, die Walther auf großartige Weise neu belebt. Das macht die ästhetische Vollendung des Buches aus; das erklärt aber auch, warum man sich nicht damit beruhigen kann. Walthers Werk enthält eine unaggressive Provokation. Es ist notwendig, bewußt und überzeugend von einer so radikalen Subjektivität, wie wir sie aus unserem sterilen Wissenschaftsbegriff eigentlich verbannt haben. *Johannes Süßmann, Frankfurt/Main*

Notker Hammerstein, Antisemitismus und deutsche Universitäten 1871–1933, Campus Verlag, Frankfurt/Main etc. 1995, 123 S., 34 DM.

»Die ostjüdischen Studenten« notierte Joseph Roth 1927 in seinem Essay »Juden auf Wanderschaft« würden »gut daran tun, die deutschen Universitäten, an denen der Bierkrug herrscht, zu verlassen.« Daß nicht nur der Bierkrug, sondern auch ein virulenter Antisemitismus triumphierte, daran erinnert die Studie »Antisemitismus und deutsche Universitäten 1871–1933« des Frankfurter Historikers Notker Hammerstein. Wenige Aspekte in der Geschichte des deutschen Antisemitismus sind so gut untersucht wie die akademische Judenfeindschaft, die nach 1880 entstand und sich bis 1900 rasch radikalisierte. Norbert Kampe etwa führte 1988 den ideologischen Wandel unter den Studenten auf ein Bündel von sozialökonomischen, politischen und kulturellen Faktoren zurück. Im Gegensatz zu sozialgeschichtlichen Arbeiten betont die Untersuchung Hammersteins die zentrale Bedeutung von »geistigen Voraussetzungen für den Antisemitismus« (S. 8). Im Zuge des grundlegenden Wandels der politischen Mentalität hätte sich auch das geistige Klima an den Universitäten zunehmend militarisiert, ethnisiert und nationalisiert, eine Entwicklung, die sich im Ersten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit noch verstärkt habe. Dabei hütet sich Hammerstein vor unbedachten Verallgemeinerungen. Er verweist auf die liberale Berufungspraxis der neugegründeten Großstadtuniversitäten Frankfurt, Hamburg und Köln, die jüdischen Akademikern prinzipiell offenstanden. Zudem vergleicht Hammerstein die Diskriminierung von jüdischen und katholischen Wissenschaftlern – ein wichtiges und lohnendes Thema. Der großen Mehrheit der protestantisch-nationalen Akademiker galten Juden und Katholiken als Außenseiter. Ihr Ideal einer freien Wissenschaft war protestantisch geprägt, sie wahrten Distanz gegenüber vermeintlich undeutschen Katholiken und Juden. Hammerstein zufolge lag in der »protestantischen Wissenschaftsauffassung [...] ein wichtiger Mit-Grund für die Abwehr sowohl katholischer als auch jüdischer Gelehrter« (S. 40).

In drei grundlegenden Punkten weist die Arbeit jedoch Schwächen auf. Erstens vergleicht Hammerstein die jüdische und katholische Diskriminierungserfahrung nicht nur; er setzt sie gleich. Unbestritten ist, daß unter der protestantischen Mehrheit der deutschen Professoren viele sowohl judenfeindlich als auch antikatholisch eingestellt waren. Unglücklich ist aber die These, »es habe zunächst eine Koalition zwischen Protestanten und Juden unter Nichtbeachtung der Katholiken gegeben« (S. 44). Erstaunlich ist das nicht nur, weil Hammerstein dafür jeden Beweis schuldig bleibt, sondern weil die genannten »Juden« protestantische Professoren jüdischer Herkunft waren. Die Konversion vieler vormals jüdischer Akademiker interpretiert er mithin als Beitritt zu einem antikatholischen Bündnis und nicht als eine eher hilflose Reaktion auf den »strukturel-